

Virginia Boecker
Witch Hunter
Herz aus Dunkelheit

Virginia Boecker

WITCH HUNTER

Herz aus Dunkelheit

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Alexandra Ernst

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de

Von Virginia Boecker ist außerdem lieferbar bei [dtv](http://dtv.de):
Witch Hunter



Deutsche Erstausgabe
2. Auflage 2017
2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2016 Virginia Boecker
Published by Arrangement with Virginia Boecker
Titel der amerikanischen Originalausgabe: ›The King Slayer‹, 2016 erschienen bei Little,
Brown and Company, a division of Hachette Book Group, Inc, New York
Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen
© für die deutschsprachige Ausgabe:
2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Carolin Liepins
Stigma design based on art by Tricia Buchanan-Benson
Stigma design © Virginia Boecker
Lektorat: Britt Arnold
Gesetzt aus der Dante 11/14
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-76151-2

*Für Holland
und
für August*



I



Ich sitze auf der Bettkante und warte. Heute ist der Tag, vor dem ich mich seit Monaten fürchte. Ich schaue mich um, aber hier gibt es nichts, womit ich mich ablenken könnte. Alles im Zimmer ist weiß, weiße Wände, weiße Vorhänge, ein Kamin aus weißem Stein, selbst die Möbel – Bett, Schrank, Tisch – alles weiß. An trüben Tagen ist dieser Mangel an Farbe beruhigend. Aber an den seltenen sonnigen Wintertagen ist die Helligkeit kaum auszuhalten. So wie heute.

Es klopft leise.

»Herein«, rufe ich.

Die Tür quietscht in den Angeln, und da steht John. Er betrachtet mich einen Moment lang stirnrunzelnd.

»Bist du bereit?«, fragt er.

»Was, wenn nicht?«

John kommt zu mir und setzt sich neben mich. Seine Bewegungen sind irgendwie unbeholfen. Er hat sich heute herausgeputzt – eine Hose aus steifem, blauem Stoff und einen passenden Gehrock sowie ein weißes Hemd, das ausnahmsweise einmal nicht zerknittert ist. Die Haare sind lockig, aber ordentlich gekämmt. Er sieht aus, als ginge er zu einem Kostümfest oder einem Tanzabend, irgendwohin, wo gefeiert wird.

Jedenfalls nicht dorthin, wo wir tatsächlich hingehen.

»Du schaffst das schon. Wir schaffen das schon. Und wenn sie dich fortschicken ...« Er lächelt, aber das Lächeln reicht nicht bis zu seinen Augen. »Nun, Iberia ist wunderschön, selbst zu dieser Jahreszeit. Stell dir nur vor, wie viel Spaß wir dort hätten.«

Ich schüttelte den Kopf. Ich fühle mich schuldig, weil John versucht, die Sache auf die leichte Schulter zu nehmen. Die Sache – die Anhörung des Rats. Dort muss ich für meine Verbrechen geradestehen, muss mich der Anklage stellen, die mich des Hochverrats gegen Harrow beschuldigt.

Eine Woche nach dem Kostümball bei Blackwell, nachdem John und Peter mich in ihr Haus gebracht hatten, wurde ich vorgeladen. Als die Nachricht kam, war ich nicht bei Bewusstsein, und auch noch nicht, als der zweite und dritte Brief eintraf. Insgesamt erhielt ich sechs Vorladungen, bevor ich überhaupt die Augen aufschlug, und noch einmal sechs, bis ich wieder stehen konnte. Sie kamen regelmäßig, eine oder zwei pro Woche. Nicholas machte dem Ganzen schließlich ein Ende und versicherte dem Rat, dass ich zur Verfügung stehen würde, sobald ich dafür bereit wäre.

Es dauerte zwei Monate.

Zwei Monate lang lag der Schatten dieser Anhörung auf mir. Während all dieser Zeit fragte ich mich, was wohl aus mir werden würde. Es ist unwahrscheinlich, dass der Rat mir gestatten wird, weiterhin hierzubleiben, jedenfalls nicht ohne einen Preis dafür zu verlangen. Peter glaubt, dass sie mich zu ihrem Attentäter machen wollen, John denkt, ich soll ein Spion werden. Aber meine Vermutung ist das Exil. Man wird mir eine Stunde geben, um meine Sachen zu packen – was nicht nötig wäre, da ich nichts habe außer dem Kleid, das ich am Leib trage – und mich dann zur Grenze von Harrow eskortieren, mit der Auflage, nie mehr zurückzukehren.

»Wenn sie mich fortschicken, kommst du nicht mit«, sage ich. »Fifer, dein Vater, deine Patienten ... du kannst sie nicht im Stich lassen.«

John steht auf. »Darüber haben wir doch schon gesprochen.«

Eigentlich hat John darüber gesprochen – und ich habe *wider*sprochen.

»Ich will sie nicht verlassen, aber ich weigere mich, *dich* zu verlassen«, fährt er fort. »Außerdem wird es nicht so weit kommen. Nicholas wird es nicht zulassen.« Er nimmt meine Hand. »Komm schon. Bringen wir's hinter uns.«

Widerstrebend stehe ich auf. Ich trage ein Kleid, das mir Fifer geschenkt hat. Es ist aus schimmernder blassblauer Seide, mit einem Mieder aus Brokat in einem etwas dunkleren Blauton, bestickt mit Silberfäden und weißen Saatperlen. Es ist das schönste Kleid, das ich je besessen habe. Es ist das einzige Kleid, das ich je besessen habe. Fifer hat mir sogar die Haare zu einem verschlungenen Zopf geflochten, der jetzt über meine Schulter fällt. Ich wollte es offen tragen, aber Fifer hat darauf bestanden.

»So könntest du für vierzehn durchgehen«, sagte sie. »Je jünger du aussiehst, desto unschuldiger wirkst du. Der Rat wird gründlich darüber nachdenken, ob er ein Kind verbannt.«

John streckt die Hand aus und nimmt sanft meinen Zopf. Er fährt mit den Fingern bis zu den Haarspitzen. Ich schließe die Augen und genieße das Gefühl, genieße seine Nähe. Als ich die Augen wieder aufschlage, betrachtet er mich aufmerksam, und ich weiß, dass er in meinen Augen das Spiegelbild seines eigenen Blicks sieht.

Jemand räuspert sich vor der Tür und der Bann ist gebrochen. John tritt einen Schritt zurück und Peter erscheint im Türrahmen. Sorgenfalten haben sich tief in sein wettergegerbtes Gesicht gegraben. Auch er sieht heute anders aus. Sein dunkles, lockiges Haar ist sorgfältig frisiert, der dunkle Bart ordentlich gestutzt. Seine Kleidung ist makellos, geplättet und gestärkt, und wenn das Schwert an seiner Seite nicht wäre – das breite Krummschwert eines Piraten – hätte ich ihn kaum wiedererkannt.

»Schön, schön. Ihr beide seht gut aus. Anständig, aber nicht aufgetakelt. Gepflegt, aber nicht geschniegelt.« Peter späht in unsere Gesichter. »Aber passt auf, dass ihr etwas ernster dreinschaut. Die Jubelstimmung hebt euch für später auf, klar?«

John verdreht die Augen.

»Wir sollten aufbrechen«, sagt Peter. »Besser zu früh als zu spät. Wir wissen schließlich nicht, wer und was uns dort alles begegnen wird.«

Das ist noch etwas, was mir Angst einjagt. Bei dieser Anhörung werde ich den Menschen von Harrow gegenüberstehen, werde mit ihren Geschichten konfrontiert werden. Werde mir anhören müssen, wie ich – oder jemand, den ich kenne – jemanden getötet habe, der ihnen nahestand; wie ich – oder jemand, den ich kenne – ihr Leben zerstört habe.

Unten in der Diele hilft mir John in meinen Mantel. Er ist lang und aus blauer Wolle, gesäumt mit Kaninchenpelz – noch ein Geschenk von Fifer – und zu dritt treten wir aus dem Cottage in die bitterkalte Februarluft. Der Wind beißt uns ins Gesicht und betäubt unsere Wangen.

Johns und Peters Haus, das wegen des riesigen Mühlrads in der Scheune Mill Cottage genannt wird, befindet sich etwas außerhalb von Whetstone im Norden Harrows, am Ende einer schmalen, ungepflasterten Straße, die an einem trägen Flüsschen entlangläuft. Es ist friedlich und ruhig hier. Nichts ist zu hören, außer dem Geräusch der Mühle und zwei Wildenten auf dem Fluss, die uns quakend um Futter anbetteln.

Nicht zum ersten Mal frage ich mich, ob ich im Frühling noch hier sein werde. Ob Mill Cottage dann noch steht. Oder ob es Harrow dann noch gibt.

Es ist ein Fußmarsch von einer knappen Stunde von Whetstone nach Hatch End, wo die Anhörung stattfinden wird. Peter sagt, es sei Tradition, dass sich der Rat im Haus des Ratsvorsitzenden trifft.

Das ist nicht länger Nicholas, den seine Krankheit daran gehindert hat, die Pflichten eines Ratsvorsitzenden zu erfüllen, sondern ein Mann namens Gareth Fish. Ich bin ihm einmal bei Nicholas begegnet: ein großer, hagerer Mann, ganz in Schwarz gekleidet, der alles aufschrieb, was Nicholas sagte. Peter hält ihn für gerecht, wenn auch ein bisschen verbissen. John und Fifer behalten ihre Meinung für sich, und ihr Schweigen sagt mir mehr als tausend Worte.

Der Winter hat das Land fest im Griff. Das Gras auf den Weiden und die fernen Hügel sind mit Schneeflecken gesprenkelt, die Bäume kahl und leblos. Hier und da stehen Bauernhäuser, aus deren Schornsteinen Rauch steigt und wo Schafe, Kühe und Pferde sich unter der kalten Sonne ducken. Alles wirkt friedlich. Und gleichzeitig angespannt. Das Land liegt in Lauerstellung.

»Nicholas und Fifer werden schon da sein.« Peters Stimme bricht das Schweigen. »Wir haben überlegt, ob auch Skyler kommen soll, uns aber dagegen entschieden. Wir wollen das Risiko nicht eingehen, dass Parallelen gezogen werden zwischen seiner ... fragwürdigen Vergangenheit und deiner.«

Skyler. Er hat unser aller Leben gerettet. Aber trotzdem ist er ein Dieb und ein notorischer Lügner. Und was Peter so taktvoll umschreiben wollte, ist die Tatsache, dass Skyler früher gewalttätig, unberechenbar und hinterhältig war. Genau wie ich.

»George dagegen«, fährt Peter fort, »hat einen wunderbaren Brief geschrieben, der vor dem Rat zu deinen Gunsten sprechen wird.«

Nach Blackwells gewaltsamer Thronbesteigung und Malcolms Einkerkерung und bevor Blackwell Anglias Grenzen dicht machte, bestieg George ein Schiff nach Francia, wo er den König um Truppen und Ausrüstung bitten will, weil es außer Zweifel steht, dass Blackwell früher oder später Harrow angreifen wird. Hier gibt es viel zu viele Menschen, die ihm gefährlich werden können. Und solange Harrow noch besteht, wird es eine Bedrohung für ihn sein,

wird er nichts weiter sein als ein Usurpator auf einem wackeligen Thron.

»Dann ist da ja immer noch Nicholas«, sagt Peter. »Natürlich hat er ein bisschen an Einfluss eingebüßt, politisch gesehen, nach allem, was passiert ist« – er wedelt unbestimmt mit der Hand, aber wir alle wissen, dass er mit »allem« mich meint – »aber er hat trotzdem noch das Gehör der älteren Reformisten. Natürlich gibt es auch solche, die behaupten, dass wir Blackwell hätten aufhalten können – wenn Nicholas nicht so darauf aus gewesen wäre, dich in Sicherheit zu bringen ...«

Die Vorstellung ist so absurd, dass ich beinahe laut gelacht hätte.

»Blackwell hat diese Sache seit Jahren geplant«, sage ich. »Vielleicht seit Jahrzehnten.«

Peter hebt besänftigend die Hand. Aber ich rede weiter.

»Selbst wenn ihr Bescheid gewusst hättet, wärt ihr nicht in der Lage gewesen, ihn aufzuhalten. Ihr kennt Blackwell nicht so, wie ich ihn kenne. Ihr wisst nicht, wozu er fähig ist.«

Ich bin stehen geblieben, und statt vor Kälte zu zittern, schwitze ich unter dem dicken Mantel. John drückt leicht meine Hand. Erst da wird mir klar, dass ich geschrien habe.

»Ich weiß es«, sagt Peter. »Und der Rat muss es erfahren. Alles, was Blackwell getan hat. Mit ein bisschen Glück werden wir herausbekommen, was er als Nächstes plant.«

Diese Strategie haben wir schon oft durchgesprochen. Nicholas will mich in den Zeugenstand rufen und mich alles erzählen lassen, was ich ihm erzählt habe – Dinge, die ich noch nie zuvor jemandem erzählt habe. Über meine Ausbildung zur Hexenjägerin. Über Caleb.

Caleb.

Mein Magen verkrampft sich zu einem schmerzhaften Knoten, wie jedes Mal, wenn ich an ihn denke. Und ich denke oft an ihn. Zu oft.

»... und das war's«, endet Peter. »Mehr musst du nicht sagen. Ich weiß, wir sind das schon hundertmal durchgegangen. Aber es ist wichtig, gut vorbereitet zu sein.« Ich nicke, obwohl ich nichts von dem gehört habe, was er geredet hat. Das passiert mir jedes Mal. Jedes Mal, wenn er von der Anhörung und unserer Strategie anfängt, wandern meine Gedanken zu Caleb, und ich nehme nichts mehr um mich herum wahr.

Den Rest des Weges legen wir schweigend zurück. Ich bin zu nervös zum Reden, Peter zu angespannt und John zu besorgt. Mit gerunzelter Stirn geht er neben mir und fährt sich so lange mit der Hand durch die Haare, bis seine ordentlich gekämmten Locken wieder in alle Richtungen abstehen. Plötzlich sieht er viel jünger aus als neunzehn.

Der Pfad wird schmaler und schlängelt sich zwischen ein paar dicht stehenden Bäumen hindurch. Die Baumstämme sind hochgewachsen und verdreht, die blattlosen Äste und Zweige krümmen und verschränken sich ineinander wie Finger, sodass sie ein dichtes Dach bilden, das die Sicht erschwert.

»Pass auf, wo du hintrittst«, warnt Peter und deutet auf einen Baumstamm, der mitten über den Weg gefallen ist. »Diese Bäume sind im Sommer recht schön, aber nach dem ersten Wintersturm kippt die Hälfte von ihnen um, was in der Tat ein Ärger ... *um Himmels willen.*«

Ich höre, wie John scharf den Atem einsaugt, und schaue auf. Da sehe ich sie. Hunderte, vielleicht sogar tausend Menschen säumen die Straße zu Gareths Haus. Einen Moment lang stehen wir wie angewurzelt da und starren in die Gesichter der Männer und Frauen, von denen uns einige mit Neugier betrachten, andere mit Abscheu und wieder andere mit offenem Hass.

Die Angst, die ich seit Monaten im Zaum gehalten habe – dass ich mich diesen Menschen stellen und sie um Gnade bitten muss, eine Gnade, die ich selbst ihnen nie erwiesen habe – reißt sich los.

Mir wird schlecht, und wenn John mich nicht gestützt hätte, wäre ich auf die Knie gesunken.

Wir schieben uns an der Menge vorbei, an Männern, Frauen und Kindern, die dastehen und trotz ihrer Wollmäntel, Mützen, Schals und Handschuhe zittern. Ich kenne keinen von ihnen, aber ich erkenne ihren Blick, kenne die Art, wie ihre Augen über das schöne Kleid und den eleganten Mantel gleiten, und mit einem Mal kommt mir die Mühe, die sich Fifer gegeben hat, damit ich respektabel und unschuldig aussehe, bestenfalls wie eine Farce vor. Und schlimmstenfalls wie ein Schlag ins Gesicht dieser Menschen. Ich gehöre hier nicht hin, und sie wissen es.

»Kopf hoch«, flüstert Peter. »Du wirkst sehr niedergeschlagen. Schlimmer noch, du wirkst schuldig.«

»Ich fühle mich schuldig«, sagte ich.

»Wenn man sich schuldig fühlt, muss man nicht unbedingt auch schuldig aussehen«, erwidert Peter. »Ah, da ist Gareth. Er wird uns ins Haus geleiten.«

Das Meer aus Menschen brandet gegen die niedrige Steinmauer, die Gareths Haus einfasst. Es ist aus sandfarbenen Steinen gebaut, zwei Stockwerke hoch, umgeben von einem gepflegten Garten. Zu einer Seite erhebt sich ein Hügel, der mit dunklen Tannen bewachsen ist, und auf der anderen eine Kirche. Sie steht etwas abseits des Hauses, ist aber aus den gleichen cremefarbenen Steinen errichtet. Ein schmiedeeiserner Zaun umringt das Gotteshaus sowie einen Friedhof mit verwitterten und moosbewachsenen Grabsteinen und Kreuzen.

Gareth, der in das Schwarz des Rates gekleidet ist, mit dem rot und orangefarbenen Wappen der Reformisten auf der Brust, kommt auf uns zu. Er ist noch genauso, wie ich ihn in Erinnerung habe: grau und spindeldürr, mit blassblauen Augen, die hinter einer Nickelbrille aufblitzen. Er bietet Peter und John seine Hand, die sie ohne rechte Begeisterung schütteln.

»Ich hoffe, es gab auf dem Weg hierher keine Zwischenfälle«, sagt Gareth.

»Wir sind hier, oder etwa nicht?«, gibt John zurück.

Peter wirft ihm einen scharfen Blick zu, den John ignoriert.

»Keine Zwischenfälle«, sagt Peter. »Allerdings war das wohl reine Glückssache, wie es scheint. Ich glaube mich zu erinnern, dass du diese Angelegenheit vertraulich behandeln wolltest. Jetzt sieht es so aus, als ob sich halb Harrow hier versammelt hätte.«

Gareth verzieht sein Gesicht zu einem schmalen Lächeln, das wohl eine Entschuldigung darstellen soll. »Neuigkeiten verbreiten sich schnell in Harrow, wie du ja weißt. Besonders Neuigkeiten dieser Art.« Gareth blickt über die Menge, die uns fast eingekesselt hat. Die Leute schweigen und lauschen, und diejenigen, die weit hinten stehen, verrenken die Hälse, um zu sehen, was vor sich geht. »Viele von ihnen haben erst jetzt von Nicholas' Krankheit erfahren. Es ist ganz natürlich, dass sie um sein Wohlergehen besorgt sind. Er ist sehr beliebt.« Gareths Lächeln verblasst, aber nur kurz. »Ich bin sicher, dass viele der Anwesenden dankbar sind, dass Elizabeth sein Leben verschont hat.«

»Sie hat es nicht verschont, sie hat es gerettet.« Johns Stimme klingt scharf und gereizt. Peter legt ihm die Hand auf die Schulter, aber auch das ignoriert er. »Und wenn die Leute so dankbar sind, warum dann überhaupt diese Anhörung?«

»Weil das nun einmal der offizielle Weg ist.« Gareth breitet die Hände aus, als ob auch er nur ein Rädchen im Getriebe des Rats sei und nicht sein Vorsitzender. »Der Rat beruft eine Anhörung ein, nicht das Volk. Obwohl ich mir ganz sicher bin, dass der Rat bei seiner Urteilsfindung die Dankbarkeit der Bevölkerung mit in Betracht ziehen wird.«

Keiner der Blicke, die auf mir ruhen, zeugt von Dankbarkeit.

»Der Rat hat sich versammelt und erwartet euch. Wenn ich bitten darf?« Gareth deutet – nicht auf sein Haus, sondern auf die

Kirche. »Bei dem Andrang mussten wir die Anhörung verlegen. Ich hoffe, ihr habt keine Einwände.«

»Würde es eine Rolle spielen, wenn es so wäre?«, murmelt John.

»Nein, gar nicht!«, übertönt Peter ihn munter. »Wollen wir?«

Gareth geht voraus. Die Menge folgt uns. Gareth öffnet das schmiedeeiserne Tor. Dann marschiert er mit schnellen Schritten auf das Portal zu. Sein schwarzer Mantel wölbt sich hinter ihm wie eine Sturmwolke. Peter tritt durch das Tor, aber ich zögere. Ich habe mit einem Mal eine böse Vorahnung. Das Tor: genauso wie das in Ravenscourt – groß und bedrohlich. Die Menge: wie damals vor dem Palast – wütend und aufgebracht. Der Turm der Kirche: wie ein mahnender, anklagender Zeigefinger. Die Grabsteine: wie Geschworene, die das Urteil fällen.

»Es ist bald vorbei«, flüstert mir John ins Ohr und legt beruhigend die Hand auf meinen Rücken.

Ich drehe mich zu ihm um, und da sehe ich es: eine blitzschnelle, kaum wahrnehmbare Bewegung, ein Mann in Schwarz, und dann dieses vertraute Geräusch, das Knarzen von Eibenholz, durch ein Hanfseil gespannt: ein Bogen mit angelegtem Pfeil im Moment des Schusses.

Der Schrei fährt aus meinem Mund, als der Pfeil in den Hals des Mannes neben John fährt.



2



Der Mund des Mannes öffnet sich weit, mehr aus Schock als aus Schmerz. Blut sprudelt aus der Halswunde und hat sein Hemd durchnässt, noch ehe er zu Boden fällt wie ein Sack voll Rüben.

Ringsum brechen Schreie los. Ein zweiter Pfeil zischt durch die Luft, dann ein dritter. Ein Mann sinkt zu Boden, gleich darauf eine Frau.

Peter reißt sein Schwert aus der Scheide und deutet mit der anderen Hand auf das offene Portal der Kirche. »Rein da! Rein mit euch! Sofort!« Er drängt sich an uns vorbei, zurück durch das Tor und verschwindet in der Menge.

John packt meinen Arm und zerrt mich vorwärts, während wir von hinten von der schreienden Menge zur Kirche gedrängt werden. Er stößt die Türflügel weit auf, und da steht Fifer auf der Schwelle, bleich und wunderschön in einem langen, smaragdgrünen Gewand, das Haar streng im Nacken zusammengefasst.

»Was geht da vor?« Ihre normalerweise rauchige Stimme ist dünn vor Angst. »Ich habe Schreie gehört ...«

»Wir werden angegriffen.« John stößt mich durch die Tür. Hinter ihm drängen sich die Menschen, schieben ihn zur Seite, trennen uns voneinander. Er hat mich losgelassen, kämpft sich zur Tür zurück, und dann sehe ich ihn nicht mehr. »Bleib drin«, höre ich ihn rufen. »Komm nicht raus, egal, was passiert!«

»John!«, schreie ich.

»Komm nicht raus!«, ruft er noch einmal. Ich höre seine Stimme, aber ich sehe ihn nicht. Wieder schreie ich seinen Namen, aber er ist fort.



Ich hetze dicht an der Rückseite der Kirche entlang, dann durch das Seitenschiff in Richtung Querschiff. Fifer bleibt dicht hinter mir. Im Mittelgang und in den Bänken drängen sich schreiend verängstigte und entsetzte Menschen.

»Wo ist Nicholas?«, rufe ich über den Lärm hinweg.

»Bei den anderen Ratsmitgliedern!«, schreit sie zurück. »Sie treffen sich vor den Versammlungen immer in der Krypta.«

Ich bleibe vor einem großen Bogenfenster stehen, das den Blick auf den Friedhof freigibt. Etwa ein Dutzend Männer stehen dicht gedrängt am Tor, zwischen ihnen John und Peter. Peter drückt John ein Schwert in die Hand, und noch ehe ich begreifen kann, was vor sich geht, ehe ich den Anblick von John mit einer Waffe verarbeiten kann, schwärmen sie aus.

Ich streife meinen Mantel ab und lasse ihn zu Boden fallen. Dann hebe ich meinen Rock hoch, packe den Unterrock und reiße einen breiten Streifen vom Saum ab.

Fifers Mund bleibt vor Entgeisterung offen stehen. »Was machst du da?«

»Wie sieht es denn aus?« Mit der Fußspitze schiebe ich den Stofffetzen beiseite. »Ich gehe raus und helfe.«

»Das ist mir schon klar«, fährt Fifer mich an. »Aber was machst du mit deinem Kleid?«

Ich werfe ihr einen scharfen Blick zu.

»Außerdem kannst du da nicht rausgehen«, sagt sie abwehrend. »Du könntest verletzt werden.« Sie schaut sich verstohlen um, aber

die Menschen, die sich um uns drängen, achten nicht auf uns. »Du könntest sterben.«

»Genau deshalb brauche ich Waffen«, sage ich. »Irgendwer hier drin muss doch bewaffnet sein. Am liebsten wäre mir ein Schwert oder ein Messer, aber ich nehme alles, was ich kriegen kann.«

Fifer runzelt die Stirn und zögert. Schließlich rafft sie ihren schweren Samtrock hoch und schiebt sich durch die Menge. Ich schaue wieder aus dem Fenster. Pfeile fliegen durch die Luft, Männer ducken sich hinter Bäumen, Hecken, Grabsteinen. Überall Geschrei, drinnen wie draußen. Überall Chaos. Kurz darauf kehrt Fifer zurück, in den Armen ein paar Messer mit Silbergriffen. Sie reicht sie mir, eins nach dem anderen, mit den Griffen zuerst.

»Ich weiß, es ist nicht das, was du erwartet hast«, sagt sie, »aber ich musste sie stehlen, also will ich keine Klagen hören.«

Ein Grinsen legt sich auf mein Gesicht, als ich das kühle, tröstliche Gewicht der Messer spüre. Ich nehme das Stück Stoff, das ich von meinem Gewand abgerissen habe, und binde es mir als Gürtel um die Taille, in den ich alle Messer bis auf eins stecke. Dann trete ich zu der kleinen Tür neben dem Fenster und schiebe den Riegel zurück.

»Verriegele die Tür hinter mir«, sage ich zu Fifer. »Und mach sie nicht auf, egal, wer davorsteht.«

»Mach keine Dummheiten«, ermahnt sie mich, ehe sie die Tür zudrückt und ich höre, wie sie den schweren Riegel vorschiebt.

Der Friedhof und das Tor liegen vor mir. Dahinter Bäume und eine Landschaft aus winterbraunen, sanften Hügeln. Rechts von mir kämpfende und schreiende Männer, Peter mittendrin. John sehe ich nicht, aber zwei Männer, Dörfler dem Anschein nach, die rücklings im Gras liegen. In ihrer Brust stecken Pfeile. Sie sind tot.

Dicht an der Mauer schiebe ich mich zur Vorderseite der Kirche. Schon nach wenigen Schritten sirrt ein Pfeil an mir vorbei, dicht gefolgt von zwei weiteren. Alle drei bohren sich in einer ordent-

lichen Reihe in einen Spalt zwischen zwei Mauersteinen, nur knapp neben meinem Kopf. Diese Pfeile haben ihr Ziel nicht verfehlt, sie sind eine Warnung. Ich lasse mich flach zu Boden fallen, kriechen bäuchlings durch Gras und Dreck und suche Schutz hinter einem wettergegerbten Grabstein, der mit Flechten und Moos überwuchert ist. Und dann nehme ich mir ein Beispiel an den schnurgerade aufgereihten Pfeilen und sortiere meine Gedanken.

Erstens: den Schützen ausfindig machen. Die Pfeile kamen von oben. Vermutlich irgendwo aus einer Baumkrone. Zweitens: den Schützen ausschalten. Ich ziehe ein Messer aus dem Gürtel und husche von einem Grabstein zum nächsten, suche die Schatten hinter dem Laub und den Ästen über mir ab.

Wo steckst du? Los, zeig dich!

Als Antwort kommt ein vierter Pfeil, der diesmal die weiche Hautfalte zwischen meinem dritten und vierten Finger streift. Mit einem Ruck ziehe ich die Hand zurück, mit der ich den Grabstein gepackt hatte. Ich kann einen leisen Schrei nicht unterdrücken; helles Blut läuft mir über die Finger. Aus lauter Gewohnheit warte ich ruhig ab – aber nichts geschieht. Kein heißes Aufblitzen in meinem Bauch, kein scharfes Kribbeln an der Wunde. Ich habe völlig vergessen, dass ich kein Stigma mehr trage.

Ich ducke mich wieder hinter den Grabstein und mache eine Bestandsaufnahme meiner Situation: Ich blute. Ich sitze in der Falle. Ich bin bewaffnet, aber nur unzureichend, und ich habe keine Ahnung, wo sich mein Angreifer versteckt. Ich habe nicht den geringsten Vorteil auf meiner Seite. Aber in meiner zweijährigen Ausbildung zur Hexenjägerin habe ich auch deshalb überlebt, weil ich gelernt habe, das Beste aus meinen Nachteilen zu machen. Unwillkürlich klingt mir Blackwells Stimme in den Ohren. *Statt verlorenen Boden wiedergutzumachen, musst du immer das Unerwartete tun.*

Also tue ich genau das, was man nicht tun sollte, wenn man von unsichtbaren Feinden umringt ist: Ich stehe auf. Da höre ich es –